



HANNO RINKE

EISINSEL

WAS DU SIEHST.
WAS DU WEISST.
WAS DU FÜRCHTEST.

ROMAN

mitteldeutscher verlag

HANNO RINKE
EISINSEL

**WAS DU SIEHST.
WAS DU WEISST.
WAS DU FÜRCHTEST.**

ROMAN

mitteldeutscher verlag



© picture alliance/dpa/lörg Carstensen

Hanno Rinke, geb. 1946 in Berlin, studierte Jura und Komposition. Ab 1972 arbeitete er bei der Deutschen Grammophon, u. a. als Produzent für Bernstein und Rostropovich, später als Vice President für internationales Marketing. Seit 1993 ist er als Schriftsteller, Komponist und Regisseur tätig. Im Mitteldeutschen Verlag erschien zuletzt „Über Leben: Was bleibt und was nicht“ (2024). Rinke lebt in Hamburg und in Meran (Südtirol).

[*Victor kommt in Montecatini Terme an und trifft seinen Vater wieder.*]
Vielleicht schlug sein Herz deshalb so schnell, als er zum ersten Mal allein in einer Taxe saß. Der Fahrer hatte offenbar die Adresse verstanden, die Victor ihm zögerlich genannt hatte, denn er hatte wortlos den Kasten angestellt, der gleich eine bedrohlich hohe Zahl von Lire anzeigte, bevor sie einen einzigen Meter zurückgelegt hatten, und war losgefahren. Victor fragte sich, was schlimmer sei: dass der Mann stumm blieb wie ein Leuchtturmwärter oder wenn er auf ihn eingeredet hätte, ohne dass Victor ein Wort verständlich gewesen wäre.

Victor stand vor der Tür, deren Nummer ihm die weiß-weiße Nonne am ›Empfang‹ – oder war diese Bezeichnung für Hotels reserviert? – gesagt hatte. Schon von weitem hatte er die Stimmen gehört. Das Gezeter eines Mannes und dazwischen die ruhige Stimme einer Frau. Er wünschte sich, dass die Stimmen aus einem anderen Zimmer kämen, aber er wusste, dass sein Wunsch hoffnungslos war. Er konnte das Italienisch nicht verstehen, aber plötzlich wechselte die männliche Stimme in ein wundes Krächzen: »Was soll das Ganze? Wozu muss ich noch leben? Unwürdig ist das!«

Victor wusste, dass er davonrennen würde, fliehen, wenn er nicht sofort, ohne anzuklopfen, die Klinke drückte.

Er stand im Zimmer. Das Entsetzen im Gesicht seines Vaters wandelte sich in Erstaunen. Dann wurde Hilflosigkeit daraus. Am Telefon war sein Vater genauso ratlos gewesen, als Victor ihm gesagt hatte, dass er kommen würde.

Sein Vater saß in einem Rollstuhl. Irgendeine Verrichtung war gerade beendet. Die Schwester schien ein Gefäß vor Victor verbergen zu wollen. Während sie es hinter ihrem Rücken abstellte, schleuderte sie ihm auf Italienisch eine Frage entgegen.

»Va bene, va bene«, beruhigte sein Vater sie. Nun erkannte Victor die Stimme seines Vaters wieder. »Ecco il mio figlio.«

»Ah, il figlio! Buongiorno.« Die Schwester kam und reichte Victor die Hand, es war eher höflich als freundlich. Dann sagte sie etwas, das sein Vater übersetzte: »Du sollst mich in den Garten bringen.« Der Vater fuhr sich verlegen über die struppigen Haare.

Victor hatte sich während der ganzen Reise auszumalen können, wie erschreckend sein Vater aussehen würde, so dass er abgehärtet zu sein glaubte gegen den Anblick. Und doch!

»Ich bin schlanker geworden, nicht wahr?«

Hätte Victor jetzt seinem Vater schluchzend zu Füßen fallen müssen oder ihn stumm und verständnisvoll umarmen? Zu vieles war nicht geschehen, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Das Unterbliebene trennte sie. Die Kluft der unerfüllten Jahre stand lähmend zwischen ihnen.

»Du hast mich ja schon am Telefon vorbereitet«, sagte Victor. Er trat vor und legte ihm die Hände auf die Schultern. Sein Vater sah auf. Wie ein kleiner Vogel im Nest, der gefüttert werden will. Und nun ging Victor doch in die Knie, er legte sein Gesicht in den Schoß des Vaters, spürte dessen zittrige Hände auf seinem Kopf; und in dem Moment, in dem er merkte, dass er die Fassung verlieren würde, riss er sich los mit aller Kraft, trat hinter den Rollstuhl und fragte: »Wo ist denn der Garten?«

Auf dem Weg nach unten lenkte der Vater Victor mit Worten und Gesten. Victor sagte nichts. Er fürchtete sich vor seinem ersten eigenen Wort, das er herbeisehnte.

Durch eine Veranda kamen sie auf die Terrasse. Stühle, Tische, Sonnenschirme. Es war kurz nach zwei, heiß und windig. Der Himmel war wolkenlos, der Platz war gepflegt. Ferne Hügel im Dunst. Alles war genauso, wie Victor es sich vorgestellt hatte, bis auf die Stille. »Ist hier niemand?«, fragte er, nur um endlich etwas zu sagen.

»Um diese Zeit ist noch Mittagsruhe. Später ist Nachtruhe, und zwischendurch ruht man sich aus, das ist dann der lebhafteste Teil

des Tages. Lass uns unter die Kastanie da hinten gehen. Das ist mein Lieblingsplatz. Vorsicht auf der Rampe, dass ich dir nicht wegrolle.«

Rings um die Kastanie verlief eine achteckige Holzbank. Sie war genauso weiß wie all die Stühle, die Tische, die Geländer an den Balkonen, das ganze Gebäude. Sauber und herzlos. Eine Farbe, die den Tod verdrängen sollte und doch an Krankenhaus erinnerte. Wäre Türkis oder Rosa besser gewesen? Es war ein ernster Ort. Weiß war angemessen.

Gott sei Dank, sein Vater fing an zu reden: »Komisch, ich möchte immer Luft reinlassen. Türen und Fenster öffnen. Auch hier draußen. Der Wind tut gut.«

Victor saß auf der achteckigen Bank und sah seinen Vater vor sich im Rollstuhl, wie er die Luft einsog.

»Wie geht es mit ...«, er vermied den Namen, »... mit deiner Mutter?«

»Gut.«

»Gut? Lügst du?«

»Nein, es geht eben ... gut.«

Sein Vater sagte nichts und zwang dadurch Victor, weiterzusprechen.

»Sie macht alles richtig. Man kann ihr nichts recht machen. Sie geht zur Arbeit. Sie kocht. Sie kocht ohne Freude. Sie schält Kartoffeln. Sie hackt Zwiebeln. Sie brät Fleisch. Sie tut, als wären wir eine Familie. Wenn sie kocht, macht sie sich vor, dass wir eine Familie sind.«

»Ja, sie kocht wirklich gut. All dieses gedünstete Gemüse hier. Diese Breis. Der grauenhafte Reis!« Sein Vater schnupperte in die aufgewühlte Luft. »Ochsenschwanz würde ich gerne wieder mal essen. Ochsenschwanz ist eine hervorragende Henkersmahlzeit. Ganz lange geschmort, ganz lange bei milder Hitze. In Rotwein mit Lorbeer und Pfefferkörnern. Das Fleisch wird so weich! Und

es schmeckt so kräftig, als könnte man ein wilder Stier davon werden.«

»Du kannst dir doch hier mal Ochschwanz wünschen. Sprich mal mit einer der Schwestern.«

»Ja, wünschen kann ich es mir. Aber nicht essen. Ich würde gleich den ersten Bissen wieder auskotzen. Iss du es ... und denk an mich.«

»Ich ... ich mache mir nichts aus Fleisch.«

»Das ist lobenswert. Und ein Fehler. Die schlimmsten Sünden sind die Unterlassungssünden.«

»Zum Beispiel seine Kinder nicht besuchen?«

Sein Vater zog den Strohhut so wenig tiefer in die Stirn, dass man es kaum wahrnahm. »Zum Beispiel.«

Inzwischen konnte Victor der Stille standhalten.

»Ja, sag es mir ruhig.« Sein Vater schob den Strohhut jetzt deutlich aus der Stirn. »Du darfst die Dinge nicht in dich hineinfressen. Das ist nicht gut. Entweder du erstickst daran, oder du explodierst.«

»Hast du nie etwas in dich hineingefressen?«

»Nein, ich habe es in mich hineingesoffen. Das war besser. Und jetzt zahle ich die Rechnung. Für jedes einzelne Glas. – Es ist gut so. Es muss so sein. Ich beklage mich nicht. Ich finde Trost in dem Glauben, dass es keinen Gott gibt, vor dem ich mich verantworten muss.« Er hob die Achseln wie weggestutzte Flügel. »Aber dass es so lange dauert! Ich bin so oft betrunken Auto gefahren. Ich hätte es wirklich verdient, bei einem Unfall umzukommen. Kurz und schmerzlich. Selbst schuld. Stattdessen diese quälend lange Zeit, voll von Angst, Schuldgefühlen und Selbstmitleid. Aber ich beobachte nicht nur mich, sondern auch die anderen. Ich möchte sehen, ob sie es fertigbringen, körperlich schwach zu sein und psychisch stark zu werden. Aber ich finde es nicht heraus. Sie lügen genauso

raffiniert wie ich. Nachts fürchte ich mich vor der Reue. Tagsüber nicht. Tagsüber proste ich jedem Glas hinterher, das ich jemals getrunken habe. Ich rede mir ein, ich hätte es auf jeden Fall getrunken, auch dann, wenn ich schon früher gewusst hätte, dass sie mir ein Stück Speiseröhre rausschneiden werden. Sie suchen meinen Körper nach Metastasen ab wie Trüffelschweine.« Er führte den linken Arm grunzend an seiner Nase vorbei. Es war grässlich.

»Wie findest du, dass es jetzt Leihmütter gibt?«, fragte Victor.

»Wie findest du, dass ich sterben werde?«, fragte sein Vater.

»In England hat eine Frau gegen Geld einen fremden Fötus ausgetragen«, sagte Victor. »Das wird sicher bald ein neuer Beruf.«

»Was geht mich das noch an?«

»Schade, dass es keine Leihväter gibt. Ich hätte mir gerne einen gemietet.« Victor sah tief hinein in den Oleander.

»Sehr dekorativ, aber sonst nichts«, sagte sein Vater.

»Was?«

»Der Oleander.«

Der Wind linderte das Schweigen.

»Ich könnte das gar nicht bezahlen«, sagte sein Vater, »Diese Umgebung. Diesen Luxus. Es ist ihr Geld. Ihr Abschiedsgeschenk. Du erinnerst dich doch an meine ›Italienische Geliebte?«

Victor nickte. »Wie geht es ihr?«

»Thhh«, machte sein Vater, »sie ist sehr traurig«, seine Stimme klang jetzt fest und ein bisschen stolz. »Sie war bis gestern hier. Sie musste zurück nach Rom. Am Wochenende kommt sie wieder, aber da bist du ja schon weg?«

»Ja.«

»Es ist nicht richtig, dass sie mich in diesem Zustand sieht. Ich hätte es ihr nicht erlauben dürfen. Den anderen habe ich es auch nicht erlaubt.«

»Wollten sie dich denn sehen?«

»Nein. Niemand wollte mich sehen. Und sie – sie zahlt für mich, also darf sie mich auch besichtigen.«

Sein Vater sah ihn plötzlich kämpferisch an. Victor wich aus und starrte in das Ocker des Weges.

»Es ist nicht nur ihr Geld, das ich hier sinnlos vergeude. Ich habe mir meine Lebensversicherung auszahlen lassen. Ist das nicht mies? Mein Tod wird euch überhaupt nichts bringen. Genauso wenig, wie mir mein Leben hier noch etwas bringt. Vielleicht würde ich mich besser fühlen in einem schäbigen Heim im Sauerland, wenn ich wüsste, wenigstens mein Tod wird dir nutzen. Ich schäme mich.« Nun sah sein Vater auch in das Ocker. »Aber mehr noch langweile ich mich. Die einzige Abwechslung ist der jeweilige Grad meines Elends. Wenn ich denke, ich fühle mich immer gleich schlecht, dann geht es mir gut. Denn wenn ich mich noch schlechter fühle, merke ich es. Du wirst es vielleicht nicht glauben, aber ich habe alles Mögliche gelernt im Leben – nur nicht still zu sitzen und zu ertragen.« Er lächelte ganz unerwartet.

»Und wie geht es dir?«

Victor wusste nicht mehr, wie man es anstellt, nicht zu weinen, aber irgendwie klappte es. »Ich fühle mich furchtbar. Ich sitze hier, und ich kann nichts tun. Ich bin wütend auf dich und auf mich, dass ich hier bin. Dass ich nicht früher gekommen bin. Dass ich nicht zu Hause geblieben bin. Es tut mir so leid. Es ist so hoffnungslos.«

Jetzt, wo die Stimmung wirklich unerträglich schien, sagte Victors Vater völlig ruhig: »Du siehst gut aus.«

Victor hielt seinem Blick stand, so schwer es war.

»Sieh dich vor«, mahnte sein Vater zufrieden.

»Vor wem?«, fragte Victor.

»Vor dir. Wenn man hübsch ist, muss man sich vor sich selbst vorsehen. Die Hässlichen müssen auf der Hut sein vor den anderen.«

»Ach, die anderen!«, Victor wurde wütend, nicht nur auf seinen Vater, sondern auch auf seine Mutter. »Haben die anderen dich je gekümmert?«

Sein Vater zuckte die klapprigen Achseln. »Ich sah eben gut aus«, ein Abglanz wehte über sein Gesicht. »Vergeude dich nicht so wie ich, wenn du nicht willst, dass es dir wie mir ergeht. Aber spar dich auch nicht auf wie deine Mutter. Für nichts.«

Victor ärgerte sich darüber, dass er seinem Vater recht gab.

»In der Jugend denkt man nicht daran, wie man sich fühlen wird, wenn man sich nicht mehr selbst den Grappa holen kann, den man nicht mehr trinken darf«, sagte sein Vater, »Gott sei Dank. Denk nie daran, was das, was du tust, später für Folgen hat, nie, hörst du. Es macht dir dein Alter nicht erträglicher und verdirbt dir deine Jugend. Tu es, tu es! Die Reue über Getanes ist viel sinnvoller als die Reue über Unterlassenes.«

Sein Vater scharrte auf den Fußklappen des Rollstuhls. »Quatsch. Alles Quatsch. Ich habe eben alles gewollt, und ich mochte nicht einsehen, dass das zu viel ist. Ich habe mich entschieden. Gegen euch, gegen dich. Für mich, dachte ich. Ich habe verloren. Alles.« Er lachte auf, es war wie das Aufstoßen von Säure. »Nicht auf einmal, sondern nach und nach.« Sein Gesichtsausdruck wurde schwärmerisch, und Victor kam sich überflüssig vor.

»Wenn man selbst nicht mehr kann«, sagte sein Vater, »hört die Lust noch nicht auf, und man begibt sich in Situationen ... erniedrigend, könnte man sagen. Die Lust wird dadurch nicht gestillt, aber manchmal wird sie vergrößert, das ist doch auch schon was.« Er sah jetzt mit einer leidvollen Zärtlichkeit auf seinen Sohn: »Man muss jung sterben. Ich sage dir, es ist eine Gnade, jung sterben zu dürfen. Wer sagt, er käme mit dem Alter zurecht, lügt. – Ekelst du dich vor mir?«

Victor erschrak über die Wendung. »Ich ekle mich vor nichts.«

»Ha, da solltest du mich mal beim Essen sabbern sehen! Du hast alles von mir im Schnelldurchlauf bekommen. Fast Forward, wie beim Video: einen jungen Vater, einen Greis als Vater ...«

»... nur keinen anwesenden Vater.«

»Sei nicht so verflucht selbstgerecht. Wer weiß, was du alles falsch gemacht haben wirst, wenn du so alt bist wie ich.«

»Hast du nun richtig gelebt oder falsch? Du redest mal so und mal so. Was soll ich dir noch glauben?«

»Gar nichts. Finde es selbst heraus, und dann erzähl mir in der Hölle, was das Richtige war.«

»Du wirst ...«, Victor zögerte wütend.

»Ich werde sterben.«

»Ja. Ich werde auch sterben.«

»Das ist kein Trost. Vorher wirst du leben. Ich beneide dich.«

»Ich beneide dich auch.«

Sein Vater starrte ihn entsetzt an. »Nein. Nein, das darfst du nicht. Ich ... ich bin froh, wenn das alles vorbei ist.«

»Ich auch«, schrie Victor. »Wenn es bloß schon vorbei wäre!«

»Ich werde dich nicht um Verzeihung bitten«, sagte sein Vater leise, »das wäre nur peinlich für dich und schäbig von mir. Ich kann keine Vergebung erhoffen, und ich kann nicht bereuen, wie ich gewesen bin. – Mach du es anders.«

»Oh, ganz bestimmt! Ich weiß nicht wie, aber du kannst dich darauf verlassen, dass ich es anders machen werde.« Victor war aufgesprungen. Sein Vater blieb ruhig. »Es ist schön, dass du hier bist. Ich habe es nicht verdient. Was man unverdient bekommt, ist am schönsten.«

»Ich bin meinetwegen hier.«

»Umso besser. Dann hast du den weiten Weg ja nicht umsonst gemacht.«

Victor setzte sich wieder. »So geht das nicht.«

»Hast du dich hier nicht gefunden?«

»Hör auf!«

Victors Vater schaffte nur einen verkrampften Anflug von Heiterkeit: »Ich bin ein auslaufendes Modell. Du musst mir Rabatt geben.«

Victor atmete tief.

»Sieh mich an«, sagte sein Vater, »ein Wrack im Rollstuhl, unfähig, irgendetwas allein zu tun. Für alles, was man normalerweise tut, ohne überhaupt darüber nachzudenken, brauche ich Hilfe. Schuhe anziehen, essen, pissen, scheißen. Demütigend ist das, so demütigend. Manchmal möchte ich die Pisse anhalten, bis mir die Blase platzt.« Er schlug mit den flachen Händen auf seine Oberschenkel. »Frag mich: Wo warst du, als ich dich brauchte? Frag es mich! Und jetzt, wo ich dich vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben brauche, bist du da. Das ist entsetzlich! Das ist grauenhaft!«

»Soll ich gehen?«

»Sei nicht gekommen! Das könnte mir helfen.«

»Du tust mir leid.« Es hatte nicht verächtlich klingen sollen.

»Das ist es!«, sagte sein Vater. Da war es noch einmal, das Feuer. »Du willst mich hier in meiner Erbärmlichkeit sehen, um deine Erinnerung an mich auszulöschen. Das ist grausam. Das ist so grausam!«

»Also gut«, sagte Victor ernst. »Wo warst du, als ich dich brauchte?«

Sein Vater beugte sich vor. »Ich habe gelebt. Gelebt habe ich! Die paar Male, die ich dich gesehen habe, waren wunderbar. Und wenn du nicht da warst, habe ich dich nicht vermisst.«

»Ich habe dich vermisst.«

Sein Vater sackte zurück. »Ich weiß. Vielleicht sollte ich jetzt einen Hustenanfall simulieren, damit du mir auf den Rücken klopfst.«

»Du musst nichts simulieren. Sag, was du willst, dann mach ich es. Wozu bin ich sonst hier?«

»Gib mir mein Leben zurück. Oder fahr mich zum Springbrunnen, das ist fast dasselbe.«

»Wo ist der Springbrunnen?«

»Ich zeige dir den Weg.«

Victor stand auf. Er trat hinter den Rollstuhl. Jetzt hatte er seinen Vater vor sich, unter sich. Sein Vater nahm den Hut ab. Das Haar war schütter, die Haut darunter blass. Chemotherapie vermutlich. Sinnlose Quälerei? Der Kontrast: Haarfarbe – Augenfarbe, dieser aufregende Kontrast hatte für Victor immer das Bild seines Vaters ausgemacht. Nun hatten sich die beiden Farben einander angeglichen wie ein greises Paar, dem alles zu fahlem Aschgrau verblasst ist. Hängende Schultern unter einem zu bunten Leinensakko: blau, weiß, gelb kariert. Eine erbärmliche Gestalt.

»Den Weg nach rechts runter und da vorne nach links.« Eine Mitteilung, ein Befehl – eine Bitte.

Ein eigentümliches Gefühl. Eine seltsame Macht, einen Menschen vor sich her zu schieben. Victor genoss es beklommen.

»Dabeisein«, sagte sein Vater, »ich würde so gerne wieder dabei sein.« Er senkte den Kopf. Tränen? Gut, dass Victor es nicht sehen konnte.

Aus den stacheligen Gewächsen zu beiden Seiten des Weges ragten Zypressen und Magnolien. Dahinter kamen die Bäume: Platanen, Palmen, Akazien.

»Alte Menschen werden wieder kindisch«, sagte sein Vater nach einer Weile, »jüngere vergeisen bloß.«

Der Weg war so abschüssig, dass Victor den Rollstuhl halten musste.

»Spielst du mit dem Gedanken, mir einen Schubs zu geben?«, fragte sein Vater.

»Ich spiele überhaupt nicht ... nie mehr«, antwortete Victor.
»Außerdem: Warum sollte ich das tun?«

»Zur Befreiung.«

»Wessen Befreiung?«

»Um diese Zeit ist es sehr still hier«, erklärte sein Vater.

»Das sagtest du schon.«

»Ja, das sagte ich schon. In einer Stunde wirst du eine ganze Reihe solcher Elendsgestalten wie mich sehen. Begleitet von so hilfsbereiten Menschen, wie du es bist.«

»Möchtest du näher an den Brunnen?«

»Neinnein. Hier ist es gut. Das zeigt mir gerade so viel an Energie, wie ich noch verkraften kann.«

Der Brunnen sprudelte üppig. Die Vegetation war üppig. Aber die Menschen hier ... [...]